

100 Jahre „Osteuropäische Geschichte“

Versuch einer ersten Bestands- aufnahme aus Frauensicht

Soeben ist das Fach „Osteuropäische Geschichte“ als akademische Disziplin 100 Jahre alt geworden. Die erste (außerplanmäßige) Professur wurde 1892 in Berlin eingerichtet (Anm. 1). Schon die ersten Fachvertreter – meist deutschbaltischer Herkunft – stellten ihre Forschung in den Dienst einer bestimmten Politik. Deshalb kam das Fach lange Zeit über die Rolle einer „akademischen Hilfswissenschaft der deutschen Außenpolitik“ (Anm. 2) nicht hinaus, auch wenn sich Feindbilder (Rußland wurde zum Beispiel im Zuge der Rapallo-Politik vom Feind zum Verbündeten) und Wissenschaftsproduktion entsprechend veränderten. Ja, bis weit in die sechziger Jahre hinein bestand die enge Verbindung zwischen Politik und akademischer Disziplin fort, die die inhaltliche und methodische Entwicklung des Fachs bestimmte und gleichzeitig behinderte.

Aber nicht nur daraus erklärt sich seine Sonderentwicklung. Ein weiterer Grund für den bis heute „sonderbaren“ Status des Fachs ist auch darin zu sehen, daß sich „Osteuropäische Geschichte“ als einzige Richtung innerhalb der Geschichtswissenschaft mit einer bestimmten Region Europas befaßt sowie über eigene Zeitschriften und einen eigenen Historikerverband (Verband der Osteuropahistoriker) verfügt (Anm. 3).

Während sich die wenigen Osteuropahistoriker im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik vor allem auf Rußland und den nordöstlichen Raum konzentrierten, wandten sich österreichische Historiker der Sprachen- und Nationenvielfalt Ostmittel- und Südosteuropas zu. Die Folgen dieser Arbeitsteilung sind bis heute spürbar. Das deutsche Verständnis der osteuropäischen Geschichte als vorwiegend russische Geschichte geht auf den ersten Berliner Ordinarius Theo-

dor Schiemann zurück (Anm. 4), der die langjährige Konzentration des Fachs auf dieses eine Land nachhaltig prägte.

In den Jahren nach dem 1. Weltkrieg blieb es nicht bei wissenschaftlicher Befassung mit der Geschichte Rußlands unter veränderten politischen Vorzeichen. Neben der historischen Disziplin entwickelte sich nun auch die ideologisierte Richtung der sogenannten „Ostforschung“. Hier verengte sich der ohnehin nicht weite Blickwinkel auf einen schmalen Spalt, der nur noch verzerrte Wahrnehmung zuließ. Die „Ostforscher“ berücksichtigten nämlich nur noch den deutschen Anteil an der Geschichte Osteuropas, wobei sie sogar auf slavische Sprachkenntnisse verzichten zu können glaubten. Von dieser volkstumsorientierten Ostforschung zur nationalsozialistischen Volkstums- und Rassenideologie war es kein allzu weiter Weg. So wurde die „Ostforschung“ spätestens seit 1935 von den Nationalsozialisten völlig beherrscht, zumal sie sich bereitwillig für deren ideologische Ziele funktionalisieren ließ. Neben den inhaltlichen sind auch die personellen Kontinuitäten über 1933 hinaus unübersehbar (Anm. 5).

Die von den Nazis neugegründeten Institute sollten, wie der Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive, Ernst Zipfel, im Februar 1941 ausführte, „aus der Geschichte den Nachweis erbringen, daß alles höhere Leben im Ostraum deutschen bzw. nordischen Ursprungs ist und daß die slavischen Völker selbst der ordnenden Hand des deutschen Menschen bedürften, um zu Ruhe und Wohlstand zu gelangen“ (Anm. 6).

Erste Ansätze zu einer selbstkritischen Bestandsaufnahme des unseeligen Wirkens deutscher „Ostforscher“ zwischen 1933 und 1945 gab es schon in den sechziger Jahren, doch erschienen grundlegend kritische und umfassende historiographische Studien erst im Laufe der achtziger Jahre (Anm. 7).

Die weniger politisierte und seriösen wissenschaftlichen Arbeitsweisen verpflichtete „Osteuropäische Geschichte“ dagegen, die schon in der Weimarer Zeit ein universitäres Schattendasein geführt hatte, wurde

von den Nationalsozialisten schnell beiseitigt, so daß zwischen 1933 und 1945 nur noch wenig stattfand, was den Namen „Osteuropaforchung“ verdient hätte. Die beiden renommiertesten Fachzeitschriften wurden eingestellt, sechs der insgesamt neun Fachvertreter entlassen, zwei emeritiert und durch überzeugte Nationalsozialisten ersetzt. Hermann Greife, Autor einer „nationalsozialistischen Grundlegung der Erforschung des Marxismus und der Sowjetunion“ bezeichnete die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas“, in der führende Historiker und Publizisten tätig waren, jetzt als „Hort und Sammelbecken aller jüdisch-freimaurerisch-liberalistischen Sowjetfreunde und Salonbolshewisten“ (Anm. 8). Nach der Zäsur von 1933 hörte die deutsche historische Rußlandforschung also weitgehend auf zu existieren.

Wie Gabriele Camphausen am Beispiel der „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas“ zeigen konnte, gab es aber eine kleine Gruppe von Rußlandhistorikern, die sich in ihren Beiträgen nicht der nationalsozialistischen Ideologie unterwarf und die von den Nazis bevorzugten Themen bewußt aussparten (Anm. 9). So konnten auch unter der nationalsozialistischen Diktatur gelegentlich Forschungsmeinungen veröffentlicht werden, die im Widerspruch zu den verbreiteten Propagandainhalten standen – wenngleich einige Historiker gleichzeitig in populärwissenschaftlichen Publikationen Zugeständnisse an die herrschende Ideologie machten (Anm. 10).

Nach Kriegsende wurde das Fach „Osteuropäische Geschichte“ dann in zwei deutschen Staaten unter verschiedenen politischen Vorzeichen und mit unterschiedlicher inhaltlicher Schwerpunktsetzung weitergeführt (Anm. 11). In der Bundesrepublik ging die Kontroverse zwischen der wissenschaftlich orientierten Osteuropaforchung und der deutschumsverpflichteten „Ostforschung“ weiter, die jetzt vor allem im Zeichen von Antikommunismus und Kaltem Krieg stand und von den herrschenden politischen Strömungen begünstigt wurde. Die „Empfehlungen zur Ostkunde“, die die Kulturministerkonferenz Ende

1956 beschloß, lehnten ein nicht-funktionalistisches Osteuropaverständnis ab und forderten stattdessen:

„Das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen der Deutschen muß den Aufgaben gerecht werden, vor die uns unser Volk durch den Einbruch des Sowjetsystems in Mitteleuropa, durch die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa und durch die Spaltung Deutschlands in einen westlichen und einen östlichen, unter den Einfluß des Sowjetsystems geratenen Teil, gestellt worden ist. Das Schicksal Deutschlands und Europas wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, diese Aufgabe zu meistern.“ (Anm. 12).

Ein großzügiger Ausbau der universitären Rahmenbedingungen sollte rasch die Basis des schulischen Ostkunde-Unterrichts liefern. Allerdings fühlten sich die Inhaber der zahlreichen neu eingerichteten Lehrstühle eher wissenschaftlichen als politischen Zielsetzungen verpflichtet. Das hinderte sie aber nicht daran, sich schwerpunktmäßig mit politischer Geschichte zu befassen.

In der „Gründerzeit“ der fünfziger Jahre entstanden 8 Lehrstühle und 6 außeruniversitäre Einrichtungen neu, 6 weitere Lehrstühle kamen in den sechziger Jahren hinzu, noch einmal 6 in den siebziger Jahren, die bisher letzten 3 dann 1990. Fünfundzwanzig Universitäten der alten Bundesländer, je 2 in Österreich und in der Schweiz bieten derzeit „Geschichte Osteuropas“ als Studienfach an. In der Weimarer Zeit dagegen war die Disziplin nur an 5 der 23 Universitäten mit insgesamt 9 Professoren / Assistenten vertreten gewesen.

Was die fachliche Breite betrifft, so konzentriert sich die Forschung allerdings weiterhin auf die Geschichte Rußlands und der UdSSR, während Altrußland und Frühe Neuzeit nur schwach vertreten sind. Erst mit dem „Westler und Erneuerer“ Peter d. Gr. geht es vielerorts „so richtig los“.

Neuzeitliche Polenforschung findet gegenwärtig nur an 4 Orten statt,

die Geschichte Tschechiens, der Slowakei, Böhmen und Mährens ist an 5 Orten vertreten. Südosteuropa, das sich inzwischen zu einer gesonderten Disziplin entwickelt hat, ebenfalls fünfmal. Mit dem Baltikum befaßt man sich in 5 Städten, mit Finnland dagegen nur in München.

Die oben skizzierte späte und eigenartig politikabhänge sowie politikzentrierte Entwicklung des Fachs erklärt wohl die auffällige Unterrepräsentanz von Frauen vor allem auf den höheren hierarchischen Ebenen, die im Bereich der „Geschichte Osteuropas“ noch viel gravierender zu Buche schlägt als im Bereich der Geschichtswissenschaft in den alten Bundesländern im allgemeinen (Anm. 13). Was die Zeit bis 1945 angeht, so ist die Abwesenheit von Frauen in der rühmlichen Geschichte des Fachs ja durchaus zu begrüßen – später natürlich umso bedauerlicher. Typische Karrieren von habilitierten Frauen im Bereich der Osteuropäischen Geschichte führen in der Nachkriegszeit im allgemeinen in Forschungsinstitute, Zeitschriftenredaktionen oder Bibliotheken, aber nicht auf Lehrstühle. Anstelle der Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen erhielten Frauen in der Regel schlechtbezahlte Stellen, für die sie völlig überqualifiziert waren.

Wie ein besonders krasses Beispiel aus Österreich zeigt, folgte noch posthum eine regelrechte Entblößung durch herablassend männliche Kollegen:

„Sie habilitierte sich am 5. Dezember 1968 für Osteuropäische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Hilfswissenschaften und wurde schließlich am 17. Jänner 1973 zum außerordentlichen Professor ernannt. Diese außerordentlichen Professoren neuer Art waren in der Regel vor der Ernennung Universitätsassistenten und besetzten weiterhin einen Assistentenposten, der nach ihrem Ausscheiden wiederum zu einem Assistentenposten wird. Das Institut verdankt ihr vor allem die Ordnung und Katalogisierung der Bücherstände zur südosteuropäischen Geschichte. Sie schrieb

tausende Karteikarten und hat letztlich auch die Südosteuropasammlung nach Sachgebieten neu aufgestellt. In ihren Forschungsarbeiten beschäftigte sie sich vor allem mit drei Themenkreisen: mit Kunstgeschichte, Kirchengeschichte und mit den Hilfswissenschaften, vor allem mit der Paläographie. Dieser Spezialdisziplin widmete sie auch ihre Habilitationsschrift, die 1969 in der Institutsserie erschienen ist. Im Jahre 1963, ..., übernahm sie die Redaktion der Österreichischen Osthefte und investierte von da an den überwiegenden Teil ihrer Arbeitskraft in die Herausgabe dieser Zeitschrift, die mit diesem Institut in keiner Weise verbunden ist. Sie kam daher auch in Termenschwierigkeiten mit der Habilitation: Sie konnte im allerletzten Moment eine zwar gute, aber nur halbfertige Habilitationsschrift vorlegen. Die Herausgabe einer Zeitschrift ist mit strengen Terminen verbunden; ihre Gesundheit war diesen Anforderungen nicht gewachsen, ihre Arbeitskraft ließ von der Mitte der siebziger Jahre an stark nach ... Sie studierte eine Zeitlang in Bulgarien und auch in München Byzantinistik bei Dölger, sie brachte also sehr gute Voraussetzungen für die Beschäftigung mit der Geschichte Südosteuropas mit. Ihr Vater war Kunstmaler gewesen, von ihm hat sie das Formgefühl und die hervorragende Beobachtungsgabe mitbekommen, die sie vor allem bei ihren Arbeiten über Kunstgeschichte und Paläographie bestens einzusetzen verstand. Sie hielt 18 Semester lang Vorlesungen (...), ... Sie starb am 16. Mai 1979 im Alter von nur 58.“ (Anm. 14).

Die fast totale Vermännlichung der akademischen Disziplin hat sich natürlich auch in den Schwerpunkten der Lehre niedergeschlagen und qualifizierten – frauenhistorischen interessierten – weiblichen Nachwuchs vermutlich nicht gerade ermuntert. Ein Wandel im Lehrangebot sowie bei Themen für Magister- und Doktorarbeiten trat – ebenfalls später als in anderen historischen Disziplinen – dann aber seit Mitte der achtziger Jahre ein.

In Basel, Berlin, Bochum, Bremen, Düsseldorf, Köln, Tübingen und Zürich fanden und finden im Grund- und Hauptstudium inzwischen gelegentlich Lehrveranstaltungen mit frauen- und geschlechterhistorischen Fragestellungen statt. Es ist anzunehmen, daß dieses Lehrangebot (das nicht selten von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen durchgeführt wird) und entsprechende Anschaffungspolitik für die Fachbibliotheken ganz wesentlich dazu beigetragen haben, Interesse an Magister- und Doktorarbeiten aus dem Bereich der osteuropäischen Frauenforschung zu wecken.

Dabei hatte sich die deutsche Frauenbewegung schon in ihren Anfängen in den späten sechziger Jahren nach Rußland hin orientiert und dort nach weiblichen Vorbildern für sozialistisch-feministisches Engagement gesucht. Nicht umsonst nannte der „Aktionsrat zur Befreiung der Frau“ seine erste Zeitschrift, die im Mai 1970 in Berlin erschien, „Pelagea“. Pelagea Wlassowa, so hieß die Heldin aus Gorkijs Roman „Die Mutter“ sowie aus Bert Brechts gleichnamigem Stück. Das Brecht'sche „Lob der Wlassowas“ zierte dann auch die Umschlagseite (innen) der Zeitschrift, bis sie ihr Erscheinen einstellte (Anm. 15).

Für die erste Berliner Sommeruniversität für Frauen, die im Juli 1976 stattfand, verfaßte Sibylle Plogstedt den Pionierbeitrag „Frauen in der russischen Revolution“ (Anm. 16). Etwa gleichzeitig entstand lebhaftes Interesse am „sozialistischen Feminismus“ von Alexandra Kollontai. Neben einigen bundesdeutschen Publikationen erleichterte nicht zuletzt die Übersetzung einiger ihrer Schriften ins Deutsche durch DDR-Verlage die Rezeption ihrer Gedanken innerhalb der Frauenbewegung (Anm. 17). In der universitären Lehre und Forschung fand dieses Interesse vorerst jedoch keinen Niederschlag – jedenfalls nicht in institutionalisierter Form.

Erst in den letzten Jahren haben an etwa einem Drittel der altbundesdeutschen Universitäten, die „Osteuropäische Geschichte“ als Fach oder Studiengang anbieten, überhaupt je Lehrveranstaltungen zu frauen- oder geschlechterhistorischen Themen stattgefunden, die sich dann meist aus-

schließlich auf russische / sowjetische Geschichte konzentrierten. Regelmäßig wiederkehrend, fast institutionalisiert oder gar verpflichtend sind sie bisher allerdings an keinem Ort. D. h. dieses neu hinzugekommene Lehrangebot ist letztlich abhängig vom goodwill der Lehrstuhlinhaber oder der Präsenz feministisch engagierter Frauen im Mittelbau. Ob also tatsächlich schon eine Öffnung des Fachs stattgefunden hat, die von Dauer sein wird, oder ob es sich um eine kurzlebige „Mode“ (aufgrund befristeter Verträge) bzw. schnelle Befriedigung der Nachfrage von Studierenden handelt, kann im Moment noch gar nicht beurteilt werden.

Jedenfalls fehlt der ganze Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte weiterhin in allen gängigen Hilfsmitteln aus dem Bereich Osteuropa, wie z. B. Handbüchern, Enzyklopädien, Datenverzeichnissen etc. – sofern sie in der alten Bundesrepublik entwickelt sind. Auch die aktuelle Darstellung der Geschichte des Fachs erwähnt die neue Entwicklung mit keinem Wort (Anm. 18).

Ein Blick auf die derzeit in den alten Bundesländern in Arbeit befindlichen Promotions- und Habilitationsschriften im Bereich „Osteuropäische Geschichte“ (Stand: Dezember 1991) läßt aber durchaus Hoffnung aufkommen, daß dennoch tatsächlich eine Menge in Bewegung geraten ist (Anm. 19). Auskunft über den Anteil aller Frauen, die im Fach „Geschichte Osteuropas“ promovieren bzw. sich habilitieren, gibt die entsprechende Übersicht leider nicht. Grob nach Sachgebieten geordnet, ergibt sich folgendes Bild:

Rußland (vorpetrinische Zeit):

1 Arbeit;

Russisches Reich (1861 – 1917):

4 Dissertationen, 1 Habilitation;

Sowjetunion:

5 Dissertationen, 1 Forschungsprojekt;

Polen / Litauen:

1 Dissertation;

Südosteuropa:

1 Dissertation.

Ostmittleuropa und Baltikum sind noch gar nicht vertreten.

Bei diesen Arbeiten, die ja alle „Grundlagenforschung“ bedeuten, zeichnet sich eine thematische Konzentration auf sozialgeschichtliche Fragestellungen sowie auf Analyse von Propagandamaterial (Bild und Schrift) ab. Die Mehrheit aller Doktorarbeiten konzentriert sich auf das ausgehende 19. und das 20. Jahrhundert. Darüber-

hinaus ist ein deutlicher Zusammenhang zwischen Lehrveranstaltungen zum Thema und der Betreuung / Anfertigung von Hochschulschriften zu erkennen. Fazit: Ein Anfang ist sicherlich gemacht, aber das „weite Feld“ möglicher Themen liegt noch weitgehend brach (nicht zuletzt aufgrund der äußerst ungünstigen Quellenlage)

– oder optimistisch formuliert: es wartet auf Dutzende von zupackenden „Osteuropahistorikerinnen“.

Beate Fieseler

ANMERKUNGEN

- 1 Informationen zur Entwicklung des Fachs von den Anfängen bis 1990 bietet der Band: Oberländer, E. (Hg.): **Geschichte Osteuropas. Zur Entwicklung einer historischen Disziplin in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1945 – 1990**, Stuttgart 1992.
- 2 ebd. S. 1.
- 3 ebd. S. 4.
- 4 ebd. S. 7.
- 5 ebd. S. 27. ff.
- 6 zitiert ebd. S. 30.
- 7 siehe die Arbeiten von: Kleßmann, Ch.: **Osteuropa-forschung und Lebensraumpolitik im Dritten Reich**, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 87 / 84, 18. 2. 1984, 33 - 45; Burleigh, M.: **Germany turns eastwards. A study of Ostforschung in the Third Reich**, Cambridge – New York 1988; Camphausen, Gabriele: **Die wissenschaftliche historische Rußlandforschung im Dritten Reich 1933 - 1945**, Frankfurt am Main-Bern-New York 1990; Volkmer, G. F.: **Die deutsche Forschung zu Osteuropa und zum osteuropäischen Judentum in den Jahren 1933 bis 1945**, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 42, 1989, 109 – 214.
- 8 Oberländer, E. (Hg.): **Geschichte Osteuropas**, a. a. O., S. 17.
- 9 ebd. S. 22.
- 10 ebd. S. 23.
- 11 Die Entwicklung der Osteuropa-forschung in der DDR kann hier nicht berücksichtigt werden, siehe aber den Artikel von A. Fischer in ebd. S. 304 – 341.
- 12 ebd. S. 32.
- 13 Dies zeigt schon allein der mit knapp 10% sehr niedrige Frauenanteil im Verband der Osteuropahistoriker. Der Verband der Historiker Deutschlands dagegen hat nicht nur deutlich höhere Mitgliederzahlen sondern auch gut 15% weiblicher Mitglieder.
- 14 Oberländer, E. (Hg.): **Geschichte Osteuropas**. A. O., S. 218.
- 15 Lob der Wlassowas aus Brecht: **Die Mutter – „Das ist unsere Genossin Wlassowa, gute Kämpferin. Fleißig, listig und zuverlässig. Zuverlässig im Kampf, listig gegen unseren Feind und fleißig Bei der Agitation. Ihre Arbeit ist klein Zäh verrichtet und unentbehrlich. Sie ist nicht allein, wo immer sie kämpft. Wie sie kämpfen zäh, zuverlässig und listig. In Iwer, Glasgow, Lyon und Chicago, Shanghai und Kalkutta. Alle Wlassowas aller Länder, gute Maulwürfe. Unbekannte Soldaten der Revolution. Unentbehrlich.“**
- 16 Plogstedt, Sibylle: **Frauen in der russischen Revolution**, in: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976*, Berlin 1977, S. 298 – 323.
- 17 siehe z. B.: Kollontai, Alexandra: **Ich habe viele Leben gelebt. Autobiographische Aufzeichnungen**, Köln 1980; dies. Wassilissa Malygina: **Erzählungen über „Wege der Liebe“ im frühen Sowjetrußland. Frauen zwischen Ehe und Revolution**, Frankfurt 1973 (Lizenzausgabe Frankfurt 1988); Fetscher, Iring (Hg. und Nachwort): **Alexandra Kollontai, Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin**, Wien 1975; Bauermeister, Christiane / Immen-dörffer, Helene / Mänicke-Gyöngyösi Krisztina (Hg. und Beiträge): **Alexandra Kollontai. Der weite Weg. Erzählungen, Aufsätze, Kommentare**, Frankfurt 1979.
- 18 In den USA, von wo seit den siebziger Jahren die ersten Impulse zu osteuropa-bezogener Frauenforschung ausgingen und inzwischen zahlreiche Monographien und Aufsätze erschienen sind, ist die Entwicklung auch auf diesem Gebiet schon viel weiter. Siehe dazu die Rezensionen: Engel, Barbara A.: **Engendering Russia's History**, in: *Slavic Review* 51, 1992, 309 – 321; Fieseler, Beate: **Ein Huhn ist kein Vogel – Ein Weib ist kein Mensch. Russische Frauen (1860 – 1930) im Spiegel historischer Forschung**, in: Fieseler Beate / Schulze, Birgit (Hg.): **Frauengeschichte: Gesucht – Gefunden?**, Köln-Wien-Weimar 1991, 214 – 235; Peltz, Gudrun: **Hat Kopf, Hand, Fuß und Herz. Untersuchungen zur Stellung der Frau in der sowjetischen Gesellschaft**, in: ebd. S. 236 – 256.
- 19 Osteuropa-Institut München: Bibliothek. Böss, O. (Hg.): **In Vorbereitung befindliche Universitätschriften aus der Geschichte Osteuropas und Südosteuropas**, Verzeichnis 1991 (erfaßt nur die alten Bundesländer). Ein Verzeichnis für 1992 liegt bisher noch nicht vor. Die Übersicht enthält alle Angaben, die die Betreuer von Doktor-/ Habilitationsarbeiten auf Anfrage hin machen und muß daher nicht unbedingt vollständig sein.